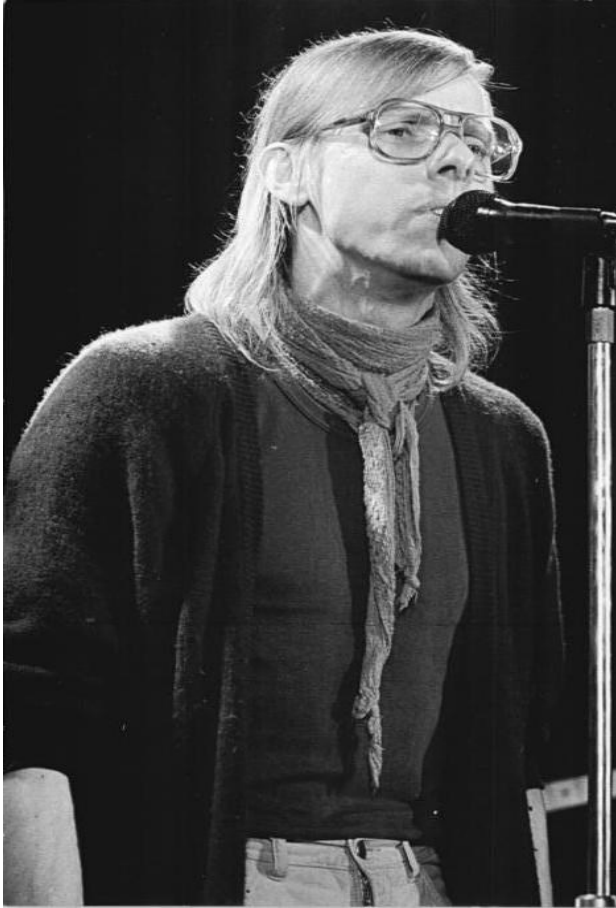


«GUNDERMANN»

EIN LEBEN IN ZWISCHENTÖNEN

Christina Tilmann, NZZ



Andreas Dresens hervorragendes Filmporträt des titelgebenden ostdeutschen Liedermachers, der Stasispitzel und Bespitzelter zugleich war, erzählt von Schuld und Widerstand in der DDR.

Man könnte es sich leicht machen und sagen: unerträglich, dieses Selbstmitleid. Dieser Typ, der eine dicke Täterakte hat, der Freunde und Kollegen bespitzelt hat, sitzt da, spricht von «Leuten mit Beisszwang», davon, dass man ihn «nur zappeln» lasse, und nein, entschuldigen wird er sich nicht. Es seien doch nur ein paar Gespräche gewesen, er habe nur Gutes erzählt und Veränderungen gewollt.

Und überhaupt könne er sich an kaum etwas erinnern. Und wieder sind wir beim Stasi-Thema, mit dem sich Filme über die DDR nahezu obsessiv beschäftigen, als Spielfilm («Das Leben der Anderen»), als TV-Serie («Weissensee») und in Dokumentationen («Vaterlandsverräter», «Anderson») – und dem nun auch «Gundermann» viel Raum gibt.

RESIGNATION UND REBELLION

So leicht machen es uns der Regisseur Andreas Dresen und seine Co-Autorin Laila Stieler nicht, mit diesem Herzensprojekt, um das sie zehn Jahre gekämpft haben. Kein Produzent wollte den Stoff, und nun hat «Gundermann» in der Startwoche über 100 000 Besucher in die deutschen Kinos gezogen. Leicht macht es uns auch der Hauptdarsteller Alexander Scheer nicht, der diesen Schlaks mit Kassenbrille, strähnigem Haar,

Hasenzähnen und schniefender Nase mit bravourösem Mut zu Hässlichkeit und Anverwandlung gibt, mit ausweichendem Blick und ausweichenden Halbsätzen. Wenn die Fragen konkret werden, schaut er aus dem Fenster und spricht von Frühling und Kindern mit Schokoladenhänden. Und dann singt Scheer die Gundermann-Songs mit stimmloser Leidenschaft und innerem Druck und macht die Texte zwischen Resignation und Rebellion zum herausgeschrienen Kommentar auf das Leben. Wie sich Biografie und Musik immer wieder verschränken und ergänzen, ist eine der grossen Montage-Künste dieses Films.

Nein, leicht macht es uns vor allem Gerhard «Gundi» Gundermann selber nicht, dieser «singende Baggerfahrer aus Hoyerswerda», der in der sogenannten Brigade Feuerstein seine ersten Liedversuche startete, in der frühen Nachwendezeit mit der Band Die Seilschaft zur Kultfigur avancierte und 1998 mit 43 Jahren starb. Und dem Dresen seine ganze Vielschichtigkeit, Renitenz und Uneindeutigkeit lässt – wer sagt, dass es beim Thema Stasi nur Gut und Böse geben darf, und Schwarz und Weiss?

Gundermann ist ein Überzeugungstäter, ein Unangepasster in jeder Hinsicht. Er will unbedingt in die Partei, denn: «Die Ideale des Kommunismus sind auch meine persönlichen.» Und trotzdem kann er den Mund nicht halten, wo ihn etwas stört, so dass sich alle schon wegducken, wenn er wieder anhebt: «Ich hab da mal eine Frage, Genosse . . .». Eine von Eva Weissenborn wunderbar lakonisch gespielte Baggerführerin erklärt dazu: «Der Genosse hat den grossen Vor- und Nachteil, dass er sagt, was er denkt.» Und als Gundermann aus der Partei ausgeschlossen wird und sich entschuldigen soll, sagt er nur: «Ich mag mich im Ton vergriffen haben. Aber bei meinen Grundsätzen bleibe ich.»

Diese Unbedingtheit, wenn es um die Musik geht. Der Stolz, Baggerführer zu bleiben und mit echter Arbeit, nicht mit Musik, sein Geld zu verdienen. Der Starrsinn, in «Hoywoy» zu bleiben, diesem Provinznest 143 Kilometer vor Berlin, das Brigitte Reimann zu ihrem Roman «Franziska Linkerhand» inspirierte, das nach 1989 traurige Berühmtheit wegen ausländerfeindlicher Übergriffe erlangte und dem Andreas Dresen und sein Kameramann Andreas Höfer berücksichtigende Panoramen aus dem Tagebau schenken. Die Hartnäckigkeit, mit der Gundermann um seine Jugendliebe Conny (Anna Unterberger) wirbt, auch wenn sie mit seinem Bandkollegen Wenni (Benjamin Kramme) verheiratet ist.

Da kann einer nicht klein beigeben, das erfahren sie alle: Conny, die dem Werben schliesslich nachgibt und für Gundi ihre eigene Karriere als Sängerin aufgibt. Die Bandkollegen, die er stehen lässt mit der Mitteilung: «Ich war IM», gerade als sie den allerrührendsten Track «Kleine leise Traurigkeit» aufgenommen haben. Die Kohlekumpel, denen er mit «Brigitta» den Abschied auf ihren Beruf singt. Und das Publikum, dem Gundermann zu Beginn eines Konzerts eröffnet: «Ich werde nicht um Verzeihung bitten, aber mir selbst kann ich das nicht verzeihen» – um dann eine trotzig Hymne auf seine Heimat zu singen: «Hier bin ich geboren – hier hat mich mein Gott verloren».

EIN FILM FÜR ERWACHSENE

Wie schwierig es ist, ein Leben richtig zu leben: Davon erzählt Andreas Dresen in all seinen Filmen von «Halbe Treppe» bis zu «Wolke 9» und «Als wir träumten». Er lässt seinen Protagonisten ihre Komplexität, indem er nichts auflöst in einem verlogenen Happy End. Kein Wunder, dass er immer auf den gleichen Stab von Charakterdarstellern zurückgreift: So darf Axel Prahl einen Stasi-Führungsoffizier geben und Milan Peschel seinem Werkskollegen Gundi in einer urkomischen Szene beichten, dass sie beide Spitzel und Bespitzelte sind. Kathrin Angerer verkörpert als Journalistin alle gerechte Empörung angesichts von Gundermanns Uneinsichtigkeit: «Ich schäme mich wenigstens für das, was ich getan habe.» Peter Sodann ist als Parteiveteran von freundlicher, aber perfider Unerbittlichkeit. Und Thorsten Merten als bespitzelter Puppenspieler legt alle Bitterkeit und Unversöhnlichkeit in seinen Blick, um am Ende zu sagen: «Ich respektiere dich.»

So ist «Gundermann» in gewisser Weise der reife Gegenentwurf zu Florian Henckel von Donnersmarcks nicht unumstrittenem Oscar-Gewinner «Das Leben der Anderen» von 2006: nicht verurteilend und nicht simplifizierend, präzise in der Ausstattung, ohne Kulisse zu sein, und mit einer Sicherheit im Ton, die zumindest in Ostdeutschland warme Wiedererkennungswellen durchs Kino schickt. Und gleichzeitig kein Nischenfilm für Ostalgiker, sondern eine komplexe, unbequeme Geschichte über Verrat und Rückgrat, und wie beides zusammengehen kann in einem Leben. Ein Film für Erwachsene.